

## Perugia, die Stadt der Touristen.

Wie mir scheint, haben sich die europäischen Nationen in Italien geteilt, wie sie es früher schon gemacht hatten. Nur ist die Einteilung anderer Art, und sie wird auch mit anderen Mitteln durchgeführt. Vor vier- und fünfhundert Jahren zogen die Spanier, Franzosen und Deutschen nach der Halbinsel mit Hof und Keil und prügelten sich sowohl untereinander als auch mit den einheimischen Fürsten und Republikanern. Heute macht man das friedlicher ab. Wir kommen nicht mehr, um die Italiener auszuplündern, sondern wir bringen ihnen ganz im Gegenteil Geld, und wenn wir ausbleiben, könnte in manchem italienischen Hause Schmalhans als Küchenmeister einziehen. Vor vierhundert Jahren haben die Spanier in Süditalien, die Franzosen in Piemont und in der Lombardei, die Deutschen in Lombardei und Venetien. Jetzt ist die Einteilung ganz anders. Die Spanier haben sich in Amerika den Hals gebrochen, indem sie alles, was das Volk an energischem und löblichem Stoffe hatte, zur Eroberung und Bevösterung des neu entdeckten Landes auswandten und heute noch ausbleiben. Sie spielen keine Rolle mehr in Italien. Wohingegen freilich andere Amerikaner eine desto größere spielen! Wenn die Amerikaner englischer Zunge ausblieben, könnte die Hälfte der italienischen Gastwirthe die Bude zu machen. In dessen scheint die Amerikaner an der Auftheilung des Touristengebietes nicht sehr interessiert zu sein; sie gehen überall hin und sehen alles an, ohne einem bestimmten Theile des Landes den Vorzug zu geben. Die anderen Nationen aber haben sich wirklich, jeder in einem bestimmten Theile von Italien sozusagen häuslich eingerichtet.

Die Franzosen sind keine Touristenstation, aber wenn einer von ihnen reist, was man wirklich reisen nennen kann, dann geht er nach Italien. Die Ausflüge nach London oder Brüssel kann man nicht als Reisen bezeichnen. Es sind also auch nicht die französischen Touristen, welche dem Nordwesten Italiens den französischen Anstrich geben; vielmehr kommt dieser französische Firnis Turins und Mailands ganz einfach von der Nähe der französischen Grenze her. Die Städte der Lombardei und Piemonts schauen nach Paris so gut wie Lyon, Marseille und Bordeaux, sie holen ihre Vorbilder von dort und ahmen eifrig allem nach, was man am Seinestrand für gut findet. Wenn also auch mehr deutsche Touristen nach Mailand kommen als Franzosen, so muß man doch diesen Theil Italiens als eine französische Annexion bezeichnen. Die Deutschen, die man natürlich überall findet, in Mailand und Venedig, wie in Genua und Florenz, in Rom und Neapel wie in Palermo und Spratus, haben ihr eigentliches Reich nicht in den ihnen zunächst gelegenen Landesstrichen. Ihre unbefruchtete Touristenherrschaft liegt vielmehr ganz im Süden. Von jenen Touristen, denen man in Sicilien begegnet, sind neun Deutsche, und in Neapel sind die Deutschen allein so zahlreich wie alle übrigen Nationen zusammen. Auch in Rom haben die Deutschen das Uebergewicht, und wenn wir wirklich so frache und übermüthige Gesellen wären, als welche uns die Franzosen so gerne schilbern, so gäbe es schon längst kein Hotel mit französischer Etiquette mehr in Süditalien, und statt französisch müßten alle italienischen Kellner deutsch lernen.

Wo aber bleiben die Engländer? Mit ihnen hat sich ein großer Wechsel vollzogen. Vor zweihundert und hundert und auch vor fünfzig Jahren noch waren überhaupt alle Reisenden, die nur um des Vergnügens oder der Belehrung willen reisten, Engländer. Damals sprach man gar nicht von Touristen, sondern einfacher von Engländern. In Süditalien ist es übrigens auch heute noch so ähnlich, und als man mich dereinst bei einer Postfahrt in Andalusien nach meinem Namen fragte und selbstverständlich den Familiennamen nicht zu schreiben verband, half sich der Postmeister kurz und gut damit, daß er mein Bilet auf den Namen Don Eugenio Ingles ausfertigte. Wer vor hundert Jahren Italien bereiste und kein armer Schlucker von Maler war, der gehörte dem britischen Inselreiche an, und davon ist auch heute noch ein leiser Schimmer der Erinnerung geblieben, indem die Italiener immer noch geneigt sind, in dem Touristen einen Ingles zu sehen. In Wahrheit giebt es heute in Italien verschwindend wenige Engländer. Wenn man in Rom oder Neapel englisch reden hört, so kommen die Worte fast immer aus amerikanischem Munde, und man begegnet gewiß fünfzig Deutschen und vierzig Amerikanern, ehe man einen einzigen Engländer zu Gesicht bekommt. In Florenz ist das ein klein wenig anders, und hier halten die Engländer den Deutschen die Stange. Mittelitalien ist denn auch derjenige Theil, den die Engländer sich bei der Theilung vorbehalten haben, aber man

darf sie nicht auf der großen Heerstraße suchen, sondern muß etwas abseits in die weniger oft besuchten kleineren Städte gehen. In Lucca, Pisa, Pistoja, Siena, Assisi, Perugia ist auch heute noch alles englisch, wie es vor 100 Jahren in Rom und Neapel gewesen ist. Die Engländer reisen nicht so wie die Deutschen. Es kommt ihnen nicht nur auf Belehrung an, sondern nebenbei verfolgen sie einen Zweck, der den Deutschen noch fremd ist: sie wollen nämlich sparen. In ihrer Heimath geben sie viel mehr Geld aus als in Italien oder Spanien. Ganz abgesehen davon, daß das Leben an sich auf dem Festlande und ganz besonders in Südeuropa billiger ist als in England, hat der Engländer daheim allerlei Kosten des Haushaltes und der Repräsentation, die für ihn wegfallen, wenn er in der Fremde weilt und neben der Freude an schönen Ländern, Kunstwerken und neuen Dingen reizt der Gedanke der Geldersparniß den Engländer weit mehr, als man glauben könnte.

Das ist auch der Grund, daß man ihn jetzt in den Hauptzentren des italienischen Fremdenverkehrs nur noch vereinzelt antrifft; er hat keine bleibenden Stätten in den kleinen Städten abseits vom Wege gefunden, wo ein schönes Klima, schöne Landschaft und herrliche Kunstdenkmäler sich mit billigen Preisen vereinigen, um den längeren Aufenthalt erfreulich zu machen. Und nachdem man sich in Neapel und Rom gemüthet hat, so wenige Engländer zu sehen, erhält man die Lösung des Räthfels, wenn man nach Umbrien kommt und etwa Assisi und Perugia besucht. Da haben alle Hotel-Engländer Namen, alle Kellner sprechen englisch, und alle Touristen, denen man begegnet, unterhalten sich in der Sprache Shakespeares. Das ist heute das englische Italien, wie Neapel und ganz Süditalien bis nach Sizilien einschließlich das deutsche und Piemont und die Lombardei das französische Italien sind.

Und man muß gestehen, daß die Engländer auch hier wieder einmal zeigen, daß sie keine Dummköpfe sind. Diese uralten Städte sind durch interessante Alterthümer ebenso ausgezeichnet wie durch herrliche Kunstwerke, ihre Lage ist ebenso gesund wie schön, die Landschaft ist lieblich und angenehm, die Gasthäuser patriarchalisch gut und billig. Wer wie diese englischen Familien einen Winter oder noch länger nach Italien kommen und dabei Ersparnisse machen will, kann keinen schöneren Ort finden. In ganz Umbrien und eigentlich überall in Italien, wo es überhaupt Berge giebt, liegen die Städte hoch oben, wo man ihnen so leicht nicht bekommen kann. Vor zwei- und dreitausend Jahren, als man Orvieto, Siena, Assisi, Perugia, Urbino und alle anderen Städte des gebirgigen Italiens baute, war eine solche geschützte Lage nothwendig. Heute ist das nicht mehr der Fall, und die Leute könnten eigentlich in das Thal oder in die Ebene hinabsteigen, und in der That geschieht das auch hier und da. In der Umgegend von Nizza giebt es eine ganze Anzahl verlassener Bergdörfer; die alte Mauer mit ihren verfallenen Thürmen und Thoren umzieht noch den Gipfel des Berges und innerhalb der Mauer stehen die Wohnungen, von denen man nur die Fenster und Thüren weggenommen hat, und deren Dächer allmählich eingestürzt sind. Erst in den letzten dreißig Jahren sind sie verlassen worden, als unten im Thale eine gute Chaussee oder gar eine Eisenbahn gebaut wurde, und nun sitzen die Nachkommen der einstigen Bewohner der Bergfesten fünfshundert Meter tiefer im Thale, wo von jeher ihre Felder lagen. Auch in Orvieto, Perugia, Assisi macht die Eisenbahn tief unten in der Ebene Halt, und wer zu Fuß vom Bahnhof nach der Stadt gehen will, hat einen tüchtigen Marsch und einen steilen Weg vor sich. Aber diese Städte sind doch so gut gebaut und haben so viele kostbare und merkwürdige Baudenkmäler, als daß man sie so schlantweg verlassen könnte wie die Bergdörfer in den Seelapen. Unten an der Eisenbahn wohnt eigentlich kein Mensch, nicht einmal ein Gasthaus giebt es da, und der Bahnhof steht einsam und allein in der herrlich angebauten Ebene, zu der die Weingärten und Felder zu kommen. Wahrscheinlich denken sie, da ihre Ururgroßväter sich diesen langen Weg nicht haben verdröhen lassen, sünde es ihnen schlecht an, sich jetzt belaggen zu lassen. In Perugia aber darf man überhaupt nicht klagen, denn hier ist die Kultur schon so weit gekommen, daß sie eine elektrische Bahn vom Bahnhofe nach der Stadt geschaffen hat.

Als ich spät am Abend und recht hungrig oben auf dem Stadberge abgeladen wurde und in meinem Gasthause erfuhr, daß es zu spät sei, um mir etwas für den trürenden Magen zu reichen, fiel mir ein, daß vor nicht ganz zweitausend Jahren im alten Rom die fames Perusina sprichwörtlich war. Das kam daher, daß der Bruder des schönrednerischen Marcus Antonius, den Jedermann aus Shakespeares Julius Cäsar kennt, damals die Stadt Perugia be-

lagerte und so enge einschloß, daß man nicht einmal Mäuse und Ratten zum Essen hatte. Mir ging es noch nicht ganz so schlimm, denn ich fand eine sehr gute Trattoria in der Hauptstraße, wo ein paar Offiziere als letzte Gäste eben daran waren, ihre Zechen zu bezahlen. Der Kellner machte ein saures Gesicht, als er mich erblickte, aber schließlich hatte er doch die Liebeshörigkeit, mir noch einige eilends hergerichtete Sachen aufzutischen. Da man hier noch im herrlichen Weinlande ist, das nördlich von den Apenninen leider sein Ende findet, so war auch der gewöhnliche Tischwein ausgezeichnet, und wenn man mir dazu weiter nichts als Brot und Käse gegeben hätte, wäre ich sehr zufrieden gewesen. Der Wein wächst hier wieder ganz anders als in Süditalien. Dort zieht man ihn in langen Gewinden von einem Pappelbaum zum andern, und man kann sich nichts Lustigeres denken als diese drei- und vierfach übereinander hinstehenden grünen Quirlen. In Umbrien sieht ein Weingarten nicht ganz so festlich aus, aber auch hier wächst die Rebe nicht an langweiligen Pfählen wie in Deutschland und Frankreich. Man pflanzt sie wie bei Neapel an Bäumen, eine jede Rebe bleibt aber an ihrem Stamm und streckt nicht ihre Gewinde nach anderen Bäumen aus. Die Bäume sind so geschnitten, daß vier oder fünf Äste in Mannshöhe aus dem Stamme herauskommen, und an jedem dieser Äste wird ein Arm der Rebe hinauszogezogen. Alljährlich werden sowohl die Baumäste als auch die Reben abgeschnitten, aus den Zweigen werden Körbe geflochten und so schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe. Ob diese Art des Weinbaus auch in Deutschland möglich wäre, weiß ich nicht, jedenfalls sind die deutschen Winzerpfähle nur noch als Brennholz nützlich, wenn sie unten abgekauft sind, während die lebendigen Weinergestänge von Umbrien ihren jährlichen Nutzen bringen.

Die Landschaft bei Perugia ist wunderbar schön, und die Aussicht von der hochgelegenen Stadt gehört wohl zu den lieblichsten in der schönen Halbinsel. In der Stadt selbst, ist auch sehr viel zu sehen, und die Gasthäuser haben etwas von der behäbigen Gemüthlichkeit, die man leider nur noch in kleinen Städten und in Deutschland beinahe garnicht mehr antrifft. Die englischen Familien thun also sehr wohl daran, sich hier für kürzere oder längere Zeit festzusetzen.

Die Stadt hat noch große Stücke einer uralten Mauer, die schon vor der Herrlichkeit der alten Römer errichtet wurde, und auch einige Thore stammen noch aus der Zeit, wo die Grusker Mittelitalien beherrschten. Unter den Römern scheint die Stadt keine bedeutende Rolle gespielt zu haben, wenigstens ist nicht viel aus dieser Zeit übrig, und zu neuer Macht ist Perugia wohl erst im Mittelalter gekommen, als sich auch hier ein unabhängiger Fürst festgesetzt hatte, der wie seine Kollegen in Florenz, Ferrara, Mailand usw. auf Maler und Dichter nicht weniger hielt als auf große Kanonen und vergiftete Dolche. Perugia spielt vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert eine bedeutende Rolle in der italienischen Kultur, und die meisten der öffentlichen und privaten Gebäude in der Stadt gehören jenen Jahrhunderten an. Die Gotik, von der man weiter südlich in Italien kaum noch vereinzelte Spuren wahrnimmt, ist in allen diesen Bergstädten Trumpf. In Siena und Orvieto wie in Perugia und Assisi sind nicht nur die Kirchen und Paläste, sondern auch die Wohnhäuser in diesem nordischen Stil errichtet, und alle Häuser haben etwas feineres, fechtungsähnliches. In ganz Mittelitalien baute man damals riesengroße Kirchen, die nach dem Beispiele des Domes der Taufkirche und des schiefen Thurmes in Pisa mit mehrfarbigem Marmor bekleidet werden sollten, was aber nur in ganz wenigen Fällen zur Ausführung gekommen ist. Die allermeisten dieser Kirchen zeigen daher nackte Bausteinmauern und einen nur zu wenig Metern Höhe gebieghen Marmorantel. Auch der Dom in Perugia präsentirt sich in dieser Art. Vor dem Dome steht eines der berühmtesten italienischen Bildhauerwerke aus dem dreizehnten Jahrhundert, der sogenannte große Brunnen von Nicolo und seinem Sohne Giovanni Pisano. Wenn man davor an die herrlichen Statuen am Strahburger Münster und an vielen anderen deutschen und französischen Kirchen der nämlichen Zeit denkt, merkt man recht deutlich, wie weit unsere Vorfahren damals den Italienern in der Kunst voraus waren. Die allerbesten italienischen Kunstwerke jener Zeit reichten nicht an die mittelmäßigen Arbeiten gotischer Meister Deutschlands und Frankreichs heran, und erst in der Hochrenaissance kann von der italienischen Ueberlegenheit die Rede sein, obgleich auch dann noch Leute wie Peter Vischer und Adam Krafft, Hans Holbein und Albrecht Dürer sich gestrotzt neben den berühmtesten Meistern Italiens zeigen können.

Auf der andern Seite des großen

Plazes mit dem Brunnen erhebt sich der stolze burgähnliche Bau des Rathhauses, das in seinem oberen Stockwerke eine reiche Kunstsammlung birgt, besonders Gemälde von Peter Perugio, dem ersten Lehrling Raffais, und Pinturichio, beides Leute, die sozusagen eine Handelsmarke vortheilhaft eingeführt hatten und dann gehörig ausbeuteten, wie das heutzutage die geschäftigen Pariser Salonmaler auch machen. Gleich daneben im Collegio del Cambio, das heißt der Börse, ist der ganze Saal von Perugio ausgemalt, und hier hat der Meister auch sein eigenes Bildniß angebracht. Selbstverständlich sind die Kirchen in Perugia sehr zahlreich, und in allen giebt es schöne Sachen; besonders an schönen Gemälden sind sie reich. Eine davon hat auch ihre mehrfarbige Marmorfassade und giebt ein Beispiel, wie die Kathedrale eigentlich aussehen sollte. Eine andere, die den beiden Heiligen Andreas und Bernardin geweiht ist, zeichnet sich durch eine herrliche Fassade in farbiger Bildhauerei aus. Eine ausgezeichnete Arbeit von Augustino Ducci aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts und wahrscheinlich das schönste Kunstwerk in Perugia. In dessen muß man weniger die einzelnen Kunstwerke als die Stadt selbst mit ihren engen und steilen Gassen, ihren Durchgängen und Thoren betrachten. Wie alle diese alten italienischen Städte bieten, sich auf Schritt und Tritt immer neue merkwürdige Bilder, und die weiten und tiefen Aussichten, die sich hier und da zwischen zwei Häusern auf die tief unten liegende fruchtbare Ebene öffnen, tragen nicht wenig zum Reize der Stadt bei. Man muß immer wieder den praktischen Sinn und die Weisheit der Engländer bewundern, die es so trefflich verstehen, in allen Dingen des Erdenrundes die schönsten und billigsten Wege aufzusuchen und für sich in Besitz zu nehmen. Früher fürchtete man auf der Reise für einen Engländer gehalten und demgemäß als reicher Narr ausgebeutet zu werden. Jetzt thut man am besten, den Engländern auf ihrem Reisespuren nachzugehen als die von ihnen besuchten Plätze zu meiden, denn die wenigsten von ihnen sind feiner Leute, die ihr Geld zum Fenster hinauswerfen, und die meisten sind großartige Meister in der Kunst, im Auslande wohlthätig, interessent, schöne und billige Orte auszufinden.

Karl Eugen Schmidt, Paris.



„Uff! jetzt muß ich mich mal erst'n Hüchen austrufen.“



„Du, Karl, sieh 'mal, der ist fest eingeschlafen!“



„Wechle, Friße, dem werden wir 'mal 'n kleinen Streich spielen.“



„Nanu! Donnerwetter, was ist denn los?“

A. (der bei seinem Freunde eben da zu kommt, wie dieser seinen Aeltesten durchblät): Na, das nenne ich brüderliches Mitgefühl. — der Große bekommt Prügel, und der Kleine heult darüber!

B.: I wo, der weiß nur, daß er dann auch daran kommt und brüllt schon im Voraus!

## Forchtungsreise einer weißen Frau am Kongo.

Eine Engländerin, Frau Marguerite Roby, hat allein, nur von Eingeborenen begleitet, im vergangenen Jahr eine Forchtungsreise durch das Innerste des Kongogebietes unternommen und veröffentlicht jetzt die Geschichte ihrer Abenteuer in einem inhaltsreichen und amüsanten Buch. Am 23. Mai 1910 kam die Dame in Durban auf ihrem Wege durch Rhodessia und den Kongo, an und während ihrer viele Monate dauernden Wanderfahrt mit Kamera und Büchse hatte sie gar manche Leiden und Uebererraschungen zu überleben. Fieber, die Unzuverlässigkeit der Träger und die Treulosigkeit eines Händlers, mit dem sie von Luembé, der ersten Station am Kongo, aufgebrochen war und der sie, bevor Kilwa am Mweru-See erreicht war, im Stich ließ, waren ihre schlimmsten Feinde; aber sie ergab sich von ihnen und allen Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellten, mit gutem Humor.

Von Kilwa aus traf die unternehmende Dame, die einzige weiße Frau im Herzen des Schwarzen Erdtheils, ihren Weitermarsch an, überall mit Erfraunen und Bewunderung aufgenommen. Eine ganz ungeheure Sensation erregte ihr Erscheinen in den Dörfern. So hörte Frau Roby in Kateli vor ihrem Zelt ein lautes Singen und verworrenes Schreien und erfuhr von ihrem treuen Boy Thomas, dem schwarzen Helden dieser Expedition, daß alle Frauen des Stammes zusammengekommen wären, um die weiße Schwester zu sehen. Frau Roby, die gerade einen Fristemantel anhatte und das Haar aufgelöst über den Rücken trug, wollte auf die tief unten liegende Ebene hinabsteigen, um die weißen Frauen zu sehen. Frau Roby, die gerade einen Fristemantel anhatte und das Haar aufgelöst über den Rücken trug, wollte auf die tief unten liegende Ebene hinabsteigen, um die weißen Frauen zu sehen. Frau Roby, die gerade einen Fristemantel anhatte und das Haar aufgelöst über den Rücken trug, wollte auf die tief unten liegende Ebene hinabsteigen, um die weißen Frauen zu sehen.

Ein großer Augenblick auf der Reise war, die Tödtung des ersten Elephanten, denn die Dame war eine völlige Novize im Erlegen afrikanischer Großwildes: „Tief Athem holend, legte ich vorsichtig meine Büchse an, zielte und drückte ab, drückte, aber nichts erfolgte. Ich spannte den Hahn noch einmal mit einem Knaden, das meinen aufgeregten Sinnen laut genug erschien, um jeden Elephanten, aber nein, das Thier bewegte sich nicht und mit einem weiteren tiefen Athemzug zielte ich und — schoß. Als die Büchse losging, da entstand plötzlich ein gewaltiges Krachen, gefolgt von lauten Trompetentönen, und ich kam erst wieder zur Besinnung, als ich durch den Busch hinter meine Boys zurückgebrungen war und zu meinem Erfraunen hörte, daß ich getroffen hatte. Ein gellender Chor von Freudenbeschreien drang an mein Ohr, und ich sah, wie die Neger einen Triumphzug um eine bunfte, gewaltige Maffe ausführten, meinen ersten Elephanten!“

In Lubungi wurde Frau Roby von einem schweren Fieberanfall ergriffen, bei dem sie ihr Thomas, „der weißeste schwarze Mann, den ich je getroffen“, aufopfend und rührend pflegte. Die Geheimnisse des Fieberthermometers waren dem Neger von seiner Herrin erklärt worden: „Ich hatte ihm manchmal aus Vorsicht gezeigt, wie man das Thermometer unter den Arm legen mußte. Wenn es über den rothen Strich steigt“, hatte ich ihm gesagt, „dann geht's Mißsiffi schlecht, wenn es zu den schwarzen Zahlen steigt, dann geht es Mißsiffi sehr schlecht.“ Thomas erzählte mir nun, daß er, während ich in Fieberdelirium lag, das Thermometer unter meinen Arm gelegt hatte und sehr erschrocken, als das Quecksilber immer mehr in die Höhe stieg. Um dies schlimme Zeichen fortzuschaffen, suchte er es vergebens wieder herunterzuschütteln und steckte es schließlich in seiner Verzweiflung in kaltes Wasser, worauf das Quecksilber fiel. Er glaube, nun sei alles gut.“ In mehreren Kapiteln beschäftigt sich die Verfasserin mit der Vermaltung des Kongostaates und gesteht, daß sie als Engländerin mit den größten Vorurtheilen hingekommen sei, aber sie habe nichts von den Gueuln, die man den Belgiern nachsae, gefunden. Es aibi kein inhumanes Vergehen, keine verkrümmelten Menschen und dergleichen. „Ich sah kein Zeichen von Armut oder Hungersnoth unter dem Volk und ich kam überall unerwartet hin, ohne belgische Beamte, die mir irrend etwas hätten verbergen können.“

Ein Gheleub. Bräutigam: Wir machen unsere Hochzeitsreise im Luftballon! Alter Junggeselle: „Woju? Sie würden auf ebener Erde ebenso gut — aus den Wolken fallen!“ Darum. — „Ich will Ihnen offen sagen, liebe Frau, Ihrem Mann fehlt doch wohl für die ganze Sache der richtige Witz.“ „Mag sein, aber lassen Sie, das kann man ihm nicht so übel nehmen — er hat doch ein Glasauge.“

## Der neue englische Ueber-Dreadnought.

In einer Zeit, in der die britische Schiffsbaukunst sich rühmt, daß sie bald beim Laufend-Fuß-Schiff — das heißt beim Schiff von tausend englischen Fuß Länge — angelangt sein wird, der neueste White Star Steamer „Olympic“ hat schon 882 Fuß Länge, nehmen natürlich auch die Kriegsschiffe immer mehr an Größe und an Schwere der Ausrüstung zu. Davon ist das neueste englische Geföhlschiff, das bei den früheren Dreadnoughts 6800 Pfund betrug, steigt bei dem neuen Schiff auf 12,500 Pfund. Desgleichen ist die Bepanzerung völlig auf der Höhe moderner Anforderungen gebracht 20 Meter. Man fragt sich nun, was diese großen nationalen Vertheidigungsmittel den Völkern kosten. Die Rechnung ist natürlich recht ansehnlich, wenn man bedenkt, daß schon bei den früheren Schiffen vom Dreadnought-Typus jedes der 30-Centimeter-Geschütze 200,000 Mark zu kosten pflegt, daß allein die 13 Scheinwerfer mit der elektrischen Einrichtung an Bord eine Summe von einer Million (schiedner neuer Maßnahmen der Admiralität trotz seines erhöhten Geschichtswertes nicht so theuer kommt, als ihre letzten Schlachtschiffe. Sie hoffen, die Rechnung nur mit 38 Millionen abzuschließen. Ob sich Recht oder mit Unrecht, sie trösten sich damit, daß sie ihre Schlachtschiffe infolge besserer Organisation des Baues immer noch billiger bauen, als ihre Nachbarn, als Deutschland und Frankreich. „König George V.“, der kürzlich in Portsmouth vom Stapel gelassen wurde, ein Beweis. Das Schiff übertrifft die alten Typen des Dreadnoughts an Raum noch um ein Drittel, indem seine Wasserdrängung 24,000 Tonnen beträgt gegen 17,900 Tonnen des früheren Typus. Er ist auch schon größer als der lehtin vielmals genannte „Orion“ und seinesgleichen, die nur über 22,500 Tonnen Raum warden. Der Tiefgang des „Königs George V.“ beträgt 27 1/2 englische Fuß (8,10 Meter), damit also einen Fuß mehr als die früheren Dreadnoughts, die einen Tiefgang von 26 1/2 Fuß (7,95 Meter) hatten. Die Geschwindigkeit ist bei beiden dieselbe: 21 Knoten. Die Gesamtlänge des „Königs George V.“ mit 166,5 Meter übertrifft die ihrer Vorgänger um 1000 Fuß. Jede von den fünf Torpedoröhren, die an Bord eines Dreadnoughts sind, kostet 60,000 Mark, der Torpedo selbst ist dann wieder mit 10,000 Mark zu beziffern. Die man sieht, summt sich das gewaltig auf, und durchschnittlich kostet der Dreadnought 40 Millionen Mark. Die Engländer behaupten, daß ihnen der „König George V.“ infolge vereicher, Sie rechnen uns die 36 1/2 Millionen vor, die uns unsere neuesten Schiffe „Rheinland“ und „Rosen“ gekostet haben, und die 50 Millionen, die Frankreich an seine neuesten Kriegsschiffe wenden will, und schließen daraus, daß sie immer noch billiger bauen. Es dürfte auf für Fachmänner schwer sein, über diesen Punkt ein Urtheil zu haben.

Ein merkwürdiges Gotteshaus ist eine Moschee in Kairo, die älteste der Welt. In dieser befinden sich zwei ganz nahe beieinander stehende Säulen, die zu einem höchst merkwürdigen Gottesurtheil herhalten müssen. Hartnäckige Verbrecher, die nicht gestehen wollen, werden hierher geführt und müssen versuchen, sich zwischen den beiden Säulen hindurchzuzwängen. Gelingt ihnen dies, so hält man sie für frei und ledig aller Schuld; wer aber diese eigenartigen Thermophoren nicht zu passiren vermag, der wird dem Kadi überantwortet. Arme Diden! — In einer Ecke des Raumes befindet sich auch eine sogenannte Kibla, umweit des Grabmals des Scheich Abdallah. Eine heilige Stelle für den Gläubigen, zu der er pilgert, wenn er von schweren Gebrechen genesen will. Auf eine bestimmte Stelle in einer Art Schacht wird eine Citrone gestrichen, und zwar so hoch vom Erdboden, daß der Mund eines niedrigen Menschen heranziehen kann. Inbrünstig lekt nun der Kranke so lange daran, bis ihm Zunge und Lippen bluten. Das Blut darf aber beileibe nicht entfernt werden, so daß einer das Blut des anderen lekt! So hoffen die Armen, Heilung von ihrem Leiden zu finden! Und das im Zeitalter der Hygiene.

Ein Gheleub. Bräutigam: Wir machen unsere Hochzeitsreise im Luftballon! Alter Junggeselle: „Woju? Sie würden auf ebener Erde ebenso gut — aus den Wolken fallen!“ Darum. — „Ich will Ihnen offen sagen, liebe Frau, Ihrem Mann fehlt doch wohl für die ganze Sache der richtige Witz.“ „Mag sein, aber lassen Sie, das kann man ihm nicht so übel nehmen — er hat doch ein Glasauge.“